

Ein Gauner-Testament

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **155 (1876)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Gauner-Testament.

Sicher hat schon mancher Leser des Appenzeller Kalenders in einer freien Stunde Hebels Schatzkästlein zur Hand genommen und sich nicht wenig darüber amüßirt, mit welcher Gemüthlichkeit da die Spitzbubenstreiche des rothen Dieters, des Heiner und des Zundelfrieder erzählt werden, — z. B. wie zwei dieser Langfingerzünftler der Frau des dritten das Leintuch unter dem Leibe weg stahlen, nachdem letzterer von einem der ersten noch speziell auf dieses saubere Projekt aufmerksam gemacht worden war.

Sind diese Streiche im badischen Oberlande passirt, oder auch nicht passirt, so will der Kalendermann hier ein Stücklein zum Besten geben, welches in London, der Hauptstadt Englands, ausgeführt wurde, deßhalb aber nicht schlechter (oder wenn der Leser will, nicht besser) ist. — Man urtheile selbst.

Doktor Ledleton war mit Glücksgütern gesegnet, kurz, sehr reich, etliche siebenzig Jahre alt und ein Geizhals erster Klasse. Obgleich er in London lebte, brachte er doch wegen seiner Gesundheit die letzten drei Monate auf dem Lande zu, ungefähr drei Meilen von London entfernt.

Seine Haushälterin, fast eben so alt wie der geizige Jünger des Aesculap, bewachte während seiner Abwesenheit die stille Wohnung, ohne irgend weiter Jemanden um sich zu haben, als ihre Kage. Nun gibt es in London bekanntlich eine große Anzahl Gauner, die immer darauf bedacht sind, wie und wo sie ihre Stückchen ausführen wollen. Unsere Helden waren übrigens keineswegs gewöhnliche Schelme, sondern abgefeimte, filtrirte Burschen, die nicht ohne Scharfsinn zu Werke gingen. Diesmal hatten sie sich das Haus des Doktors zu ihrem Wirkungskreis erkoren und trafen deßhalb ungesäumt die nöthigen Anstalten. Eines Morgens wird an die Thüre geklopft; die Alte schaut mit einer großen Brille auf der Nase zum Fenster hinaus und erblickt zwei Herren in Trauer, begleitet von einer Gerichtsperson und einem Schreiber.

Ha! was mag dies bedeuten? murmelte die Alte und humpelte nach der Thüre, an welche abermals und mit stärkeren Schlägen geklopft

wird. Sie öffnet. Die Fremden treten mit Gesichtern ein, die eher einer Adventwoche als einer menschlichen Visage gleichen, grüßen wehmüthig und verkünden der Dienerin den Tod ihres Herrn.

Ach, du barmherziger Himmel, ruft die getreue Wächterin des Hauses. Todt! todt! und ich weiß nichts davon. Die Alte bricht in Thränen und Wehklagen aus. Zwei der eingetretenen Herren geben sich als Erben des Doktors zu erkennen, indem sie ein wohlbesiegeltes Testament aus der Tasche ziehen. Das Wehgeheul lockt etliche Nachbarn herbei, die beim Anblick der schwarzen Herren sich indessen wieder entfernen wollen. — Was gibts, was ist geschehen? Der alte Doktor ist gestorben! — Ja, er ist im Frieden entschlafen, soeben soll das Testament eröffnet werden, was die Nachbarn in schönster Ordnung finden.

Die Gerichtsperson schüttelt ihren Stab und — das Testament wird verlesen. Die Alte, welche bei den Worten: „Meine Seele empfehle ich dem Himmel!“ wieder ihre Thränenröfen in Contribution setzt, hielt jedoch plötzlich inne, als mehrere Legate verlesen wurden. Jetzt erklang auch ihr Name und, wie ein Hase im Kraute, spitzte sie ihre Ohren. Als sie nun aber gar vernahm, daß der gute alte Herr, Gott habe ihn selig, ihr aus Erkenntlichkeit 2500 Pfund vermachte, da war Kummer und Herzeleid um die Ecke und ihr Gesicht glänzte wie das einer Braut beim Anblick der gefüllten Leinwandkammer.

Die Nachbarn wünschten ihr Glück. Als sich dieselben entfernt, fragten die Erben die Gerichtsperson, wie sie sich hier zu verhalten haben, um nach den üblichen Gesetzen die Erbschaft in Empfang zu nehmen. Der Richter bedeutete ihnen mit wichtiger Miene, daß man vor allen Dingen zur Versiegelung der hinterlassenen Effecten schreiten müsse.

Der Mann des Gesetzes wirft sich in die Brust und fordert die Schlüssel, welche die Alte dann auch willig ausliefert. Alle Schränke und Kästen werden geöffnet. Tinte, Feder und Papier sind bei der Hand, man fängt an das Inventarium aufzunehmen.

Während dies geschieht nimmt einer der vermeintlichen Erben die Haushälterin bei Seite und flüstert ihr ins Ohr: „Gute Frau, die Sache wird ziemlich lange dauern, wir können doch die Herren nicht so trocken dastehen lassen. Holen Sie doch einige Erfrischungen.“ Bei diesen Worten drückte er ihr ein Goldstück in die Hand, um das Nöthige aus der Nähe herbeizuschaffen. Die Alte trippelte fort. So wie sie den Rücken gewendet, ging es an's Einpacken. Die Erben, die Gerichtsperson und der Schreiber fuhren wie Hamster im Zimmer herum und steckten ein, was an Geld und Kleinodien zu finden war.

Die Haushälterin trägt auf, schenkt ein und ist hinten und vorn. Da sie auch ein gefülltes Glas bekommt, so löst sich ihre Zunge und sie wird ungemein gesprächig. Man trinkt ihr zu, rühmt ihre langjährige Treue und versiegelt in ihrer Gegenwart. Als dies vorüber, scheidet man mit der freundlichen Vermahnung, auf Alles im Hause wohl Acht zu haben, bis das Testament förmlich in Erfüllung gehe. Die Alte macht Knix über Knix und begleitet die hochedlen Herren bis an die Hausthüre, welche sie dann sehr sorgfältig verschließt.

Wer ermüdet jetzt die Freude der Alten. Zweitausend fünfhundert Pfund auf einen Streich, nachdem es immer so knapp hergegangen war und der alte Geizhals ihr jede Kaffeebohne zugemessen hatte.

Indessen war eine Woche verstrichen und — auch die zweite, ohne daß sich ein Erbe gezeigt hätte.

Der alte Doktor aber denkt, du mußt doch wieder einmal sehen, wie es in London steht und ob man immer noch viereckige Löcher in den Nebel hauen muß, damit die Sonne hineinschauen kann. Er macht sich auf und kommt eines Abends in der Dämmerung die Straße herabgefahren. Als ihn die Nachbarn erblicken, schlagen sie das Kreuz und sprechen: Seht an, der alte Geizhals, es läßt ihm keine Ruh im Grabe. Der Doktor klopft an seine Thüre und begehrt Einlaß. Die Alte ruft: Wer da? Es tönte: Aufgemacht, ich bin's, der Doktor Ledleton. Bedle. Alle guten Geister loben. Hier verlor die Haushälterin nicht nur den Hausschlüssel, sondern auch das letzte Restchen von Muth. Apage, Satanas! kreischte sie und lief fort.

Der Doktor raisonnirt und schimpft, sie aber versichert, er sei todt, mausetodt. Als sich der Lärm erneuert, wagen sich einige muthige Nachbarn herbei und überzeugen sich, daß der Doktor nicht todt, vielmehr recht lebendig sei. Die Haushälterin wollte jedoch auch ihren Nachbarn keinen Glauben schenken. Als indessen selbst die Kaze ihren Herrn zu erkennen schien, wurde endlich mit zitternder Hand die Thüre geöffnet. Der Doktor schießt in's Haus wie ein Stechfink. Ehe er noch die Thüre erreicht, geht ihm nicht blos in seinem Kopfe ein Licht, sondern ein ganzer Waldbrand auf. Er stürzt in's Zimmer, reißt die Siegel herunter, — alles leer, wie die Welt vor ihrer Erschaffung, leer, wie die Tasche eines Berner Schulmeisters. Uneingedenk der ehemaligen zärtlichen Verbindungen fährt er auf die Haushälterin zu, faßt sie bei ihren sechs Haaren und will persönlich Rache üben, als die Polizei hereintritt, welche den Spektakel von unten vernommen. Gut, daß Ihr kommt, schreit der Doktor, nehmt sie mit hinweg, diese Betrügerin, sie hat mich hintergangen und sich an meinem Hab und Gut vergriffen.

Die Polizei glaubte ihre Pflicht thun zu müssen, greift zu und die arme Haushälterin muß in das Gefängniß spazieren. Doch schon im ersten Verhör beruft sie sich auf ihre Nachbarn und fordert Genugthuung. Die Nachbarn bestätigen ihre Angaben auf Pflicht und Gewissen. Der erboste Doktor will darüber aus der Haut fahren. Ergreifen von dem, was er hier Alles sehen und hören muß, rührt ihn — der Schlag.

„Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.“

Selbst die Polizei fühlt ein menschliches Mitleiden und so geschieht es, daß die Alte sofort auf freien Fuß gestellt wird. Das Gericht glaubte ihr nach einer Prüfung kurzer Tage Genugthuung schuldig zu sein und faßte den Bescheid, daß der Alten das Legat wirklich zugesprochen werde, zu welchem das Spizbubentestament ihr Hoffnung gemacht hatte.

Im Besitze dieser ansehnlichen Summe, sowie in Gesellschaft ihrer Kaze — es war ein Kater — verlebte sie froh und heiter den Rest ihrer Tage und betete oft im Stillen für das Wohl der vier Spizbuben, die ihr unbewußt zu diesem Schätze verholfen hatten.